

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Hansjörg Küster: Hat das Modell Dorf noch eine Zukunft?

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Hansjörg Küster

Hat das Modell Dorf noch eine Zukunft?

Wenn man sich bei der Durchführung des Wettbewerbs „Unser Dorf hat Zukunft“ die Frage stellt, ob das Modell Dorf noch eine Zukunft hat, muss man zunächst ergründen, was denn dieses „Modell Dorf“ oder auch ein „Modelldorf“ überhaupt ist. Das von vielen Menschen idealisierte Modell eines Dorfes ist eine Einheit aus zahlreichen Bauernhöfen mit schmucken Bauerngärten davor. Man trifft sich in einem netten Dorfgasthof, alles, was man für die persönliche Versorgung braucht, wächst auf dem Feld oder im Garten, und das, was man nicht selbst produziert, gibt es im Kolonialwarenladen zu kaufen. Im Dorf findet man eine Kirche, eine Schule, die Feuerwehr, vielleicht eine Molkerei oder einen Bahnhof; ein paar Handwerker, die für die Bauern arbeiten, wohnen dort auch. Zu dieser Idylle – so meinen viele Menschen außerdem – gehört ein engeres Miteinander der Menschen als in der Stadt.

Bestimmt nicht alle Teile dieses Modells haben Zukunft. Vieles davon ist kein Modell, sondern ein Wunschbild, das in der dargestellten Weise auch in der Vergangenheit nicht bestanden hat – jedenfalls nicht auf Dauer. Die Zukunft des ländlichen Raumes hängt ganz wesentlich von wenigen leistungsfähigen, großen landwirtschaftlichen Betrieben ab und davon, ob es gelingt, außerdem Handwerksbetriebe und mittelständische Industrie dorfnah anzusiedeln. Die meisten Arbeitsplätze – auch im ländlichen Raum – gibt es nicht in der Landwirtschaft, sondern in der Industrie und in den Dienstleistungsbetrieben, genauso wie in der Stadt. In ländlichen Siedlungen mit Industrie wird das Leben der Wirklichkeit in der Stadt immer ähnlicher.

Man muss aber auch an Ortschaften denken, deren Zukunft in Frage steht – auch wenn man solche Siedlungen im Oldenburger Münsterland wohl kaum findet. In diesen Orten siedeln sich keine Industriebetriebe an, es gibt keine neuen Arbeitsplätze, die Menschen verlassen die Siedlungen. Diese Dörfer sterben aus. Doch in ihnen kann trotzdem eine hohe Wirtschaftsleistung bestehen. Denn einige wenige produktiv



Blick auf die Kirche in Wachstum

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg



Blick auf die Kirche in Benstrup

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg

arbeitende Landwirte bleiben dort, und sie haben genauso moderne Betriebe wie ihre Kollegen in prosperierenden Regionen. Aber es könnte für sie ein Problem entstehen, wenn ihnen die Infrastruktur wegbriecht, wenn es keine Schulen, Buslinien, Einkaufsmöglichkeiten mehr in der näheren Umgebung gibt. Die medizinische Versorgung kann dann nur noch über ein System gewährleistet werden, das vielleicht dem der „Flying doctors“ ähnelt.

Nicht nur in dem zuletzt genannten Fall, sondern in beiden Fällen hat das Modell Dorf keine Zukunft: In dem einen Fall wird aus dem Dorf eine Siedlung, die eher einer Kleinstadt ähnelt, in dem anderen bleibt ein Einzelhof inmitten von anderen verfallenden Gebäuden bestehen, die von den Bewohnern verlassen worden sind.

Diese vielleicht etwas überzeichnete Darstellung wirft weitere Fragen auf: Zum einen gilt es zu ergründen, warum sich viele Menschen das Dorf als eine Idylle oder ein Wunschbild so vorstellen, wie ich es eingangs skizziert habe. Zum anderen muss man sich fragen, wie man diese Wunschvorstellung vieler Menschen für die Gegenwart und die Zukunft nutzen kann. Das hat nämlich Bedeutung: Wenn Menschen nach etwas Sehnsucht haben, sind sie auch bereit, etwas zur Stillung dieser Sehnsucht zu tun. Insofern muss man sich überlegen, was von der Idealvorstellung eines Dorfes für die Zukunft nutzbar gemacht werden kann, und zwar auf eine Weise, die sowohl die moderne Landwirtschaft als auch die moderne Industrie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten nicht unverhältnismäßig einschränkt, sondern im Gegensatz sogar davon profitieren lässt.

Zunächst ein paar Bemerkungen dazu, wie es zu der Entstehung des Bildes von der dörflichen Idylle gekommen sein könnte. Im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm findet man zur Erklärung des Begriffes „Dorf“: „Das Wort stammt (...) von dem (...) lateinischen turba ab [Haufen], und ursprünglich hiesz es wol so viel als zusammenkunft geringer leute auf freiem feld, dann aber eine niederlassung derselben an einem solchen ort, um ackerbau zu treiben.“ An anderer Stelle wird darauf verwiesen, dass es ein Zeitwort „dorfen“ gab, das mit „treffen“ gleichzusetzen ist oder mit „einen besuch abstaten, was besonders die nächtlichen besuche bei mädchen bezeichnet; daher sagt man das mädchen hat schon gedorfet nimmt schon solche besuche von liebhabern und freiern an.“



Die zuletzt genannte Vorstellung hat sicher auf unser Bild vom Dorf weniger Einfluss genommen als eine andere: Das Wort Dorf hat offensichtlich etwas mit „Sich treffen“ zu tun, und dieses „Sich treffen“ ist viel wichtiger als die Tatsache, dass alle Menschen im Dorf Landwirtschaft treiben. Man kann den Begriff „Dorf“ als den Ort des „Sich Treffens“ auch so verstehen, dass er darauf zurückgeht, dass sich mehrere kleine Gemeinschaften von Landleuten, die zuvor in kleinen Weilern und Einzelhöfen gelebt hatten, zusammenschlossen und größere Dörfer gründeten. Dies ist nämlich tatsächlich geschehen, und zwar unter herrschaftlicher Lenkung im Mittelalter: Aus mehreren kleineren ländlichen Siedlungen wurden größere Kirhdörfer zusammengefügt. Man nennt dies „Verdorfung“. Aus den größeren Dörfern konnten die Grundherren besser Abgaben einziehen als aus kleineren Siedlungen. Einen solchen Verdorfungsprozess gab es übrigens nur in einigen Gebieten Mitteleuropas, grob gesagt im fränkischen Reich Karls des Großen. In anderen Gegenden blieben kleine Weiler erhalten. In England, Skandinavien, weiten Teilen Frankreichs oder Italiens sehen ländliche Räume daher bis heute ganz anders aus als bei uns. Dort gibt es einerseits kleine Städte, andererseits Einzelhöfe und Weiler, aber keine Dörfer als große ländliche Siedlungen. Aus diesem Grund lässt sich vermuten, dass man in anderen Ländern der Europäischen Union ein ganz anderes Verhältnis zum ländlichen Raum hat: Dort geht es nicht um die Bewahrung des „Modells Dorf“. Und das ist möglicherweise gerade unter den Bedingungen des gemeinsamen Marktes innerhalb der EU etwas, was wir beachten sollten: Ländliche Räume in unserer deutschen Sicht sind die Gebiete der Dörfer, ländliche Räume der Franzosen oder Italiener sind dagegen Gebiete mit Einzelhöfen oder Weilern, in deren Mitte ein Landstädtchen mit Versorgungseinrichtungen liegt.

In den Dörfern entwickelten sich das Leben und das Miteinander der Menschen im Laufe des Mittelalters nicht durchweg positiv. Viele Bauern gerieten in Abhängigkeit von den Grundherren, oder sie verarmten, gingen in die Knechtschaft oder wurden von ihren Höfen vertrieben. Der Bauernkrieg und andere Auseinandersetzungen zwischen den rechtlosen, armen Bauern und den Grundherren waren die Folgen.

Die Dörfer bestanden aber, und das Miteinander unter den Menschen mag funktioniert haben, auch unter den Bedingungen der Not. Viele Grundherren erkannten schließlich, dass Landreformen notwendig

wurden: Man brauchte neue Formen der Einteilung von Ackerland, und auch das Leben der Bauern musste auf andere Grundlagen gestellt werden. Diese Landreformen begannen an manchen Orten bereits nach der Notzeit des Dreißigjährigen Krieges, anderswo im 18. oder 19. Jahrhundert. Zunächst strebten die Grundherren mit den Landreformen durchaus eigene Vorteile an. Sie wollten höhere Profite aus den Ländereien herausholen. Doch im Verlauf der Landreformen kam es zu einschneidenden politischen Veränderungen. Eine ganze Kette von Ereignissen führte zu einer erheblichen Stärkung des Modells Dorf, das zwar im Mittelalter geplant worden war, nun aber erst tatsächlich zum Ideal werden konnte. Unter dem Einfluss der Französischen Revolution und des Vorrückens der Truppen Napoleons setzten am Beginn des 19. Jahrhunderts die Bauernbefreiungen ein. Freie Bauern konnten auch unternehmerisch frei agieren. Doch ihnen fehlte Kapital. Sie bekamen es erst Jahrzehnte später durch die Gründungen von Genossenschaften, unter anderem durch Friedrich Wilhelm Raiffeisen. Damals, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden die Dörfer auch sehr viel besser in die Infrastruktur eingebunden: Man baute Chausseen und Eisenbahnen, so dass Güter in Massen aufs Land und vom Land in die

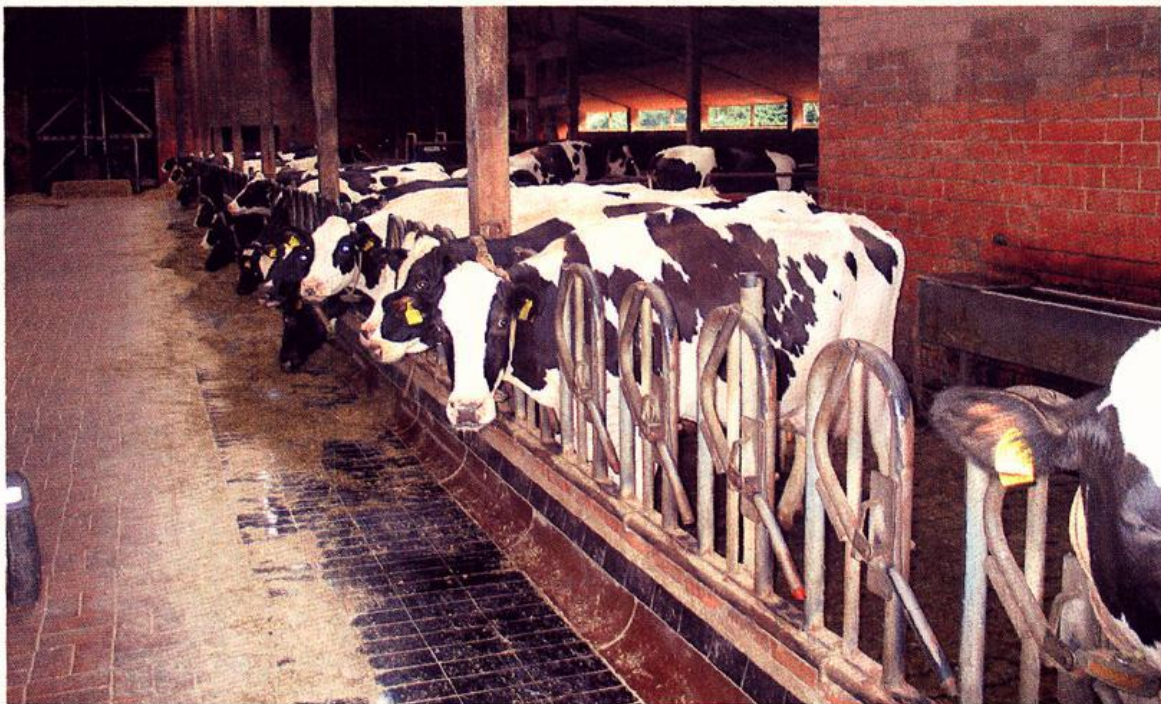


Garten in Schnelten

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg

Stadt gelangen konnten. Seitdem man Kohle hatte, konnte man die Wälder schonen und neu aufbauen. Mit Mineraldünger stiegen die Erträge immens. Kartoffeln, Zuckerrüben und Getreide wurden per Eisenbahn in die Städte transportiert. Schulen wurden gegründet, und man weiß, dass viele Lehrer, die in der Stadt ausgebildet worden waren, eine bestimmte Form von ländlichem Leben gewissermaßen inszenierten. Viele Bauerngärten, die wir heute für typisch ländlich halten, wurden nicht allein von Bauern angelegt, sondern auch oder sogar vor allem unter der Anleitung der Schulmeister, auch der Pastoren.

Viele Bauern kamen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Kapital und bauten ihre Höfe aus. Andere machten Schulden, konnten sie aber leicht abtragen, beispielsweise in der Zeit der Inflation der 1920er-Jahre. Nun – und nicht etwa bereits in den davor liegenden Jahrhunderten – bestand diejenige ländliche Infrastruktur, die viele Menschen am Modell Dorf heute so sehr schätzen. In der Konstruktion, die im Mittelalter entstanden war, hatte sich durch zahlreiche Schritte der Weiterentwicklung tatsächlich ein Ideal gebildet, das man als ein solches hinstellen kann. Tatsächlich berichten viele ältere Menschen von den Vorzügen des ländlichen Miteinanders in einer Zeit, in der man in den Städten Not litt: Dort machte sich Umweltverschmutzung



Boxenlaufstall in Falkenberg

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg



Landwirtschaft heute

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg

bemerkbar, und vor allem wirkten sich dort Zerstörungen und Hungerkrisen der Weltkriege und der Nachkriegszeiten viel stärker aus als auf dem Land. Viele Bauern vergrößerten ihren Reichtum noch durch Tauschgeschäfte der Kriegs- und Nachkriegszeit oder durch günstige Beihilfen, die ihnen die umfassende Motorisierung ihrer Betriebe ermöglichten.

Doch die Landwirtschaft entwickelte sich stets weiter, die Tendenz ging und geht zu immer größeren Betrieben. Das Dorf der dreißig oder fünfzig kleinen Bauernhöfe hat keine Zukunft; in den Ländern, die uns umgeben, gibt es nichts Vergleichbares, und die dortigen Großbetriebe sind die Vorbilder für andere Betriebe, die durch Zusammenschluss kleinerer Firmen hierzulande auch entstehen. Vor dieser Entwicklung darf man die Augen nicht verschließen, wenn man dennoch davon ausgehen möchte, dass das Modell Dorf eine Zukunft hat – dieses Modell Dorf, das in der uns bekannten Form nur in manchen Gegenden Deutschlands und seiner Nachbarn, etwa in der Schweiz und in Österreich, besteht. Dieses Modell Dorf hat eine kulturelle und vor allem eine soziale Bedeutung. Es kann dort eine Form des Miteinanders unter den Menschen geben, die in einer Stadt oder einer städtischen Siedlung nicht möglich ist. Die ländliche Kultur und das ländliche Miteinander der Menschen können aber nicht in jeder Hinsicht von öffentlicher

Förderung abhängen. Im Gegenteil: Wenn die Bevölkerungsdichte in vielen ländlichen Gegenden zurückgeht – und das beobachtet man ja –, wird die Infrastruktur zurückgefahren werden müssen. Dies sehen wir ja schon seit langer Zeit: Bahn- und Buslinien werden stillgelegt, ländliche Arztpraxen verwaisen, die Kolonialwarenläden verschwinden, ebenso ländliche Verwaltungen und Schulen. In unserem Modell Dorf hat es diese Form einer modernen Infrastruktur ebenso wenig immer gegeben wie das Miteinander der fünfzig Bauern.



Dorfgemeinschaftshaus Petersfeld
Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg

Wenn uns das Modell Dorf auch in Gegenwart und Zukunft wichtig ist, sollte man sich vor allem darauf besinnen, was seine ursprüngliche Bedeutung ist: Es ist das „Sich Treffen“, das Miteinander der Menschen. Und das gilt es vor allem zu fördern, und zwar zwischen den Landwirten, die heute nur noch eine kleine Minderheit in vielen ländlichen Gebieten darstellen, und den „Nicht-Landwirten“. Dieses Miteinander der Menschen kann nicht immer aus öffentlichen Kassen finanziert werden, aber man sollte es stiften. Es muss Anlässe geben, sich zu treffen, eventuell sollten sie inszeniert werden.

Dabei ist auf zwei aktuelle Entwicklungen einzugehen, die gerade heute das Modell Dorf auf ganz neue Weise attraktiv machen können. Ich denke einerseits an die Neuorganisation der Freiwilligendienste nach der Aussetzung der Wehrpflicht. Und andererseits möchte ich auf neue Perspektiven der Energieversorgung hinweisen.

Zunächst zu den Freiwilligendiensten. Nach der Aussetzung der Wehrpflicht gibt es auch den Zivildienst in der alten Form nicht mehr. Das „Freiwillige soziale Jahr“ oder das „Freiwillige ökologische Jahr“ könnten als Freiwilligendienste an die Stelle des Zivildienstes treten, doch sollte man sich in diesem Zusammenhang überlegen, dass nicht

nur junge Menschen einen Dienst für die Sache der Allgemeinheit absolvieren könnten. Es hat ja auch Vorteile, wenn man junge Menschen vor allem dazu bringt, ihre Ausbildung so gut und so schnell wie möglich abzuschließen, damit sie einen Beruf ergreifen und darüber eine soziale Absicherung erreichen können. Gerade in den ländlichen Räumen leben aber immer mehr ältere Menschen, die wirtschaftlich abgesichert sind und sich engagieren könnten: für Nachbarschaftshilfe, für die Organisation des Einkaufens oder von Arztbesuchen in der nächsten Kleinstadt, bei der Betreuung von Kindergarten- und Schulkindern. Viele Menschen, die zwischen sechzig und achtzig Jahre alt sind, sehnen sich geradezu nach einer solchen Aufgabe, zu der man sie im Rahmen der Organisation eines Freiwilligendienstes anregen könnte. Wer von diesen Menschen eine Aufgabe hat, verfällt nicht in Einsamkeit. Wer eine solche Aufgabe leistet, ist in ein größeres Netz anderer Menschen eingebunden und kann dann, wenn er oder sie selbst in Not gerät, eher auf nachbarschaftliche Hilfe hoffen. Viele Menschen wünschen sich vor allem dieses Miteinander in ihrem dörflichen Wohnort, aber es ist für sie nicht wichtig, dass es vor jedem Haus einen Misthaufen gibt! Wer in ein Netz der Nachbarschaftshilfe eingebunden ist, braucht erst später oder aber gar nicht das soziale Netz, das die Allgemeinheit aufspannt. Das heißt im Klartext: Wer sich auf dem Dorf von Mensch zu Mensch hilft oder helfen lässt, braucht nicht sofort einen Platz im Altersheim. Er oder sie kann auf dem Land in vertrauter Umgebung leben bleiben. Und das hat für jeden einzelnen Menschen, aber auch für die Allgemeinheit große Vorteile. Ich glaube also, dass man im Programm „Unser Dorf hat Zukunft“ vor allem das unterstützen sollte, was zum „Sich Treffen“ der Menschen anregt, was das ehrenamtliche oder freiwillige Miteinander der Menschen fördert.

Und noch etwas sehr Aktuelles kann im „Modell Dorf“ umgesetzt werden, nämlich eine neue Form der Energieversorgung. Es reicht nicht aus, über das Abschalten von Atomkraftwerken oder anderer Großkraftwerke nachzudenken, sondern wir brauchen dringend alternative Formen der Gewinnung von Energie. Diese Frage wird auch dadurch drängend, weil die Reserven an Kohle, Erdöl und Erdgas zwar noch nicht zur Neige gehen, aber immer knapper und teurer werden. Im ländlichen Raum wirkt sich dies in besonderer Weise aus. Moderne Landwirtschaft ist von Energie stark abhängig, und auch jeder Landbewohner weiß, dass er nur fern der Stadt leben kann, wenn er mit dem



Kirchenchor Elsten

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg



Kindergarten Nikolausdorf

Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg

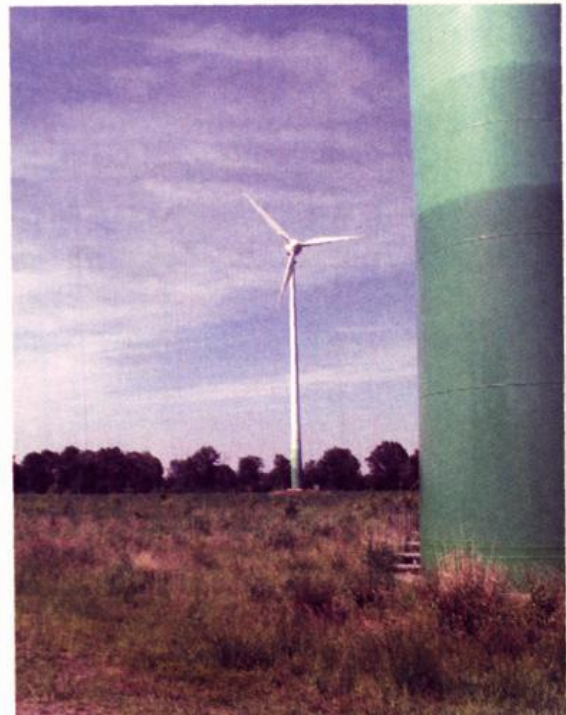
Auto große Distanzen zum nächsten Supermarkt oder zum nächsten Arzt zurücklegen kann.

Aber dabei muss man sich klar machen, dass es ja viel leichter ist, eine kleine Gemeinschaft von Menschen, die auf dem Dorf lebt, mit Energie zu versorgen, als eine große Menge von Stadtbewohnern. Es gibt immer mehr Dörfer, die von externer Energiezufuhr unabhängig werden oder die die Absicht dazu verfolgen. Allerdings glaube ich nicht, dass es auf lange Sicht möglich sein wird, Ackerflächen für den Anbau von Energiepflanzen oder zum Aufstellen von Solarpaneelen zu verwenden. Zu groß ist nämlich der Bedarf der einheimischen und auch der Weltbevölkerung an Nahrung, von der wir auf der Welt immer noch nicht genug haben. Das könnte unser Problem der Energieversorgung noch verschärfen, aber es zeigt sich in diesem Zusammenhang noch etwas Wichtiges: Die Neuorientierung der Gewinnung von Energie auf dem Dorf ist nicht nur ein technisches Problem, sondern es ist auch notwendig, bereits vorhandene Ressourcen und Strukturen besser zu erkunden und dann zu nutzen. Es geht dabei oft um ganz kleine Energiemengen, aber ich denke, dass es auch auf diese ankommen wird. Vielerorts könnte man Strom aus Wasserkraft gewinnen, etwa an alten Wehren, die man in früheren Jahrhunderten nutzte, über die man aber heute das Wasser frei fließen lässt. Biogasanlagen könnte man mit ganz anderem Material beschicken als mit Mais: beispielsweise mit Klärschlamm, mit Gartenabfällen oder mit nachwachsenden Rohstoffen, die man auf Böden anbaut, die sich für die Landwirtschaft nicht eignen. Man muss sich nur einmal auf ehemaligen Verkehrs- und Industrieanlagen umsehen: Dort könnte man viel Biomaterial produzieren, wobei man damit noch einen anderen Vorteil verbinden kann. Pflanzen ziehen mit der Zeit Gifte und Schadstoffe aus dem Boden. Mit einer solchen Phytosanierung wird ein aufwändiger Bodenabtrag überflüssig, und der Boden ist dennoch nach einer gewissen Zeit komplett gereinigt. Viele Wälder lassen sich intensiver nutzen; es gibt sogar Wälder, die man nutzen muss, um bestimmten Pflanzen und Tieren ein Überleben in unserer Umgebung zu sichern. Ich meine lichte Niederwälder, die bis vor wenigen Jahrzehnten von der ländlichen Bevölkerung zur Brennholzgewinnung genutzt wurden und in denen sich zahlreiche seltene Pflanzen- und Tierarten ausgebreitet haben, beispielsweise Türkenbundlilien, viele Orchideen oder der Neuntöter, ein Vogel, der seine Beute auf die Dornen von Sträuchern spießt und daher nur dann an einem Ort leben



kann, wenn es diese dornigen Sträucher gibt. Diese Tier- und Pflanzenarten kommen nur dann weiterhin in diesen Wäldern vor, wenn die Bäume immer wieder – wie in früherer Zeit – „auf den Stock“ gesetzt werden. Aus den stehen bleibenden Baumstümpfen treiben dann neue Äste und Stämme aus, die man nach einigen Jahren oder Jahrzehnten wiederum nutzen kann. Während der Wachstumsphasen der Bäume kommen zeitweilig auch dornige oder stachelige Büsche in den Wäldern vor, die der Neuntöter benötigt. Auch Obstbäume, Gebüsche und Wallhecken könnten in dieser Weise weiter oder wieder genutzt werden, indem man sie regelmäßig schneidet und dadurch pflegt oder auf den Stock setzt – und überall kann es eine Gemeinschaft von Menschen sein, die sich trifft, um diese Arbeiten zu leisten.

Alle diese Ideen mögen zwar so klingen, als ob sie nur zu ganz geringen Erfolgen führen. Aber auch der geringe Erfolg führt zur Gewinnung von etwas mehr Energie, und zwar direkt vor Ort. Man braucht dort freilich auch moderne Technik, aber es ist wichtig, dass sie akzeptiert wird. Windkraftanlagen stoßen immer dann auf große Akzeptanz in der örtlichen Bevölkerung, wenn sie selbst unmittelbar davon profitiert. Sehr günstig ist die Anlage eines genossenschaftlich organisierten Windparks der Dorfgemeinschaft. Gleiches gilt für kleine Heizkraftwerke, Biogas- und Wasserkraftanlagen. Der gesamte Strom, der im



*Windkraftanlage in Schelmkappe
Foto: Archiv, Landkreis Cloppenburg*

Dorf selbst produziert wird, könnte dann, wenn er im Überschuss vorhanden ist, in Batterien oder auch direkt in Automotoren gespeichert werden. Und er muss nicht über weite Strecken transportiert werden. Daher braucht man zur Versorgung der Dörfer im Idealfall keine Überlandleitungen, um die zurzeit in vielen Gegenden heftig gestritten wird.

Vieles klingt vielleicht ein wenig phantastisch, was sich innerhalb eines „Modells Dorf“ vielleicht besser verwirklichen lässt als in der Stadt. Die Menschen, die sich auf dieses Modell in Zukunft vielleicht auch neu einlassen, brauchen wohl vor allem eine Schulung, eine Hilfe in der Umsetzung ihrer Ideen. Das „Modell Dorf“ lässt Freiheit dazu, und ich denke, jede Chance, die man Menschen gibt, dieses Modell Dorf auch neu mit Leben zu erfüllen, sollte ergriffen werden.

In diesem Zusammenhang ist das Fördern des „Sich Treffens“ das Allerwichtigste. Darauf sollte auch bei der Förderung durch den Wettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ geachtet werden. Ich weiß, dass dies ja schon geschieht, aber es scheint mir doch notwendig zu sein, immer wieder dazu anzuregen, gerade diesen Aspekt im Auge zu haben, wenn ländliche Räume gefördert werden. Die Zukunft des Dorfes liegt nicht nur in hübschen Busstationen oder in neu angelegten Gehwegen neben den Straßen. Das Miteinander der Menschen, das „Sich Treffen“ als einmaliges Charakteristikum des Dorfes gilt es zu fördern: Man braucht Treffpunkte, Wege, auf denen man gemeinsam spazieren gehen kann, die Anregungen zum gemeinsamen Handeln, sei es in der Nachbarschaftshilfe oder bei der eigenhändigen Mitwirkung der Gewinnung von Energie. Dabei ist es hilfreich, dass das Ideal dieses Dorfes in den Köpfen vieler Menschen bereits existiert. Das gilt es zu nutzen, wenn auf die Zukunft des Lebens auf dem Lande unter neuen Bedingungen des gestärkten Miteinanders hingewiesen wird. Das Modell Dorf hat also eine Zukunft – hoffentlich.

Werner Klohn

Bodennutzungswandel und Maisanbau im Oldenburger Münsterland

Einleitung und Zielsetzung

In den letzten Jahren hat in Deutschland insgesamt die Maisfläche sehr stark zugenommen und erreicht in einigen Regionen, so im Nordwesten Niedersachsens, sehr hohe Anteile an der landwirtschaftlichen Flächennutzung. Vielerorts sieht man die erträgliche Obergrenze der Maisfläche als erreicht oder sogar als überschritten an und beklagt die „Vermaisung“ der Landschaft.

Daher sollen im vorliegenden Beitrag der abgelaufene Bodennutzungswandel im Oldenburger Münsterland nachgezeichnet und folgende Fragen geklärt werden:

- Welche Veränderungen hat die Bodennutzung erfahren, und welches waren die wesentlichen Bestimmungsgründe für diese Entwicklung?
- Wann hat der Maisanbau im Oldenburger Münsterland eingesetzt, und wie hat er sich seither entwickelt?
- Welche steuernden Faktoren waren dafür Ausschlag gebend?
- Wo lagen bzw. liegen die räumlichen Schwerpunkte des Maisanbaus im Oldenburger Münsterland, und welches sind die Gründe dafür?
- Welches Ausmaß hat der Maisanbau mittlerweile im Oldenburger Münsterland erreicht, und welche Kritik wird damit verbunden?
- Welche Perspektiven zeichnen sich für die Zukunft ab?

Betrachtet wird der Zeitraum von 1971 bis 2010, es werden dabei alle Jahre erfasst, für die statistische Vollerhebungen vorliegen.

Allgemeiner Bodennutzungswandel

Durch die Kultivierung von Ödland ist in den beiden Landkreisen des Oldenburger Münsterlandes die landwirtschaftlich genutzte Fläche (LF) auch nach 1971 zunächst noch angestiegen, seit einigen Jahren entwickelt sie sich jedoch rückläufig (Tab. 1). Ursächlich dafür sind das